

BUCHBESPRECHUNGEN

Léon Poliakov: Geschichte des Antisemitismus.

VI. Emanzipation und Rassenwahn. 361 S., Verlag Georg Heintz, Worms 1987. DM 48,—.

Es war und bleibt das Verdienst des allzu früh verstorbenen Wormser Verlegers Georg Heintz († 8./9. September 1987), das vierbändige Standardwerk des russisch-französischen Historikers Léon Poliakov (* 1910), „L'Histoire de l'Antisemitisme“ (Paris 1955–1977), in einer deutschen Übersetzung und zu erschwinglichem Preis auch hierzulande leicht zugänglich gemacht zu haben. Dabei entsprechen je zwei Bände der Wormser Ausgabe einem Band des französischen Originals; von 1977 bis 1983 sind fünf Bände der deutschen Edition ausgeliefert worden (vgl. Wormsgau 13 und 14).

Seit März 1987 liegt nun auch Band VI des Poliakov vor, wiederum fachkundig übersetzt von Rudolf Pfisterer; damit sind die ersten drei Bände der Originalausgabe ins Deutsche übertragen. „De Voltaire à Wagner“ hat Poliakov den Band betitelt, dem die deutschen Bände V und VI entsprechen. Während Band V (Worms 1983) das Verhältnis zwischen Nichtjuden und Juden im Zeitalter der Aufklärung untersucht, reicht der vorliegende Band von der Französischen Revolution bis zum Ende des 19. Jahrhunderts, dessen Antisemitismus nicht zuletzt durch den deutschen Komponisten Richard Wagner (1813–1883) vertreten wurde.

Der erste Teil des hier zu besprechenden Bandes behandelt „Die Emanzipation der Juden“ (A, S. 7–105). In vier Kapiteln stellt Poliakov die Judenemanzipation in Frankreich (I, S. 9–28) und in den deutschen Ländern (II, S. 29–40) dar, ferner die Emanzipationsbestrebungen im russischen Kaiserreich (III, S. 41–51) sowie schließlich „Die Auswirkungen der Emanzipation“ (IV, S. 52–105). Mit gut ausgewähltem Material und zahlreichen Originalzitaten belegt der Autor, wie im Frankreich Napoleons die Gleichberechtigung der Juden weitgehend verwirklicht wird, während in den Territorien des nachmaligen Deutschen Reichs, trotz verheißungsvoller Ansätze (Preußen 1808–1812 unter Minister Karl August v. Hardenberg, S. 33–38), sehr bald eine reaktionäre Judenfeindschaft aufbricht (vgl. die Judenhetze von 1819 mit dem Ruf „Hep! Hep!“, S. 102–105), die in den „wissenschaftlichen“ Antisemitismus des letzten Jahrhundertdrittels mündet.

Im zweiten Teil (B, „Die Reaktion der Rassisten“, S. 106–265) zeigt Poliakov, wie zunächst „Der Arier-Mythos als Vorläufer“ (V, S. 106–119) die der Kirche entfremdeten Nichtjuden faszinieren konnte; die „Rasse“ trat an die Stelle der Vorsehung, der scheinbar wissenschaftliche Antisemitismus an die Stelle des religiös motivierten Judenhasses. Wichtige tiefenpsychologische und sozialgeschichtliche Einsichten vermittelt das Kapitel „England: Die Jüdinnen Walter Scotts und die Juden Disraelis“ (VI, S. 120–135). Spannend und gefährlich war die Situation in Frankreich (VII, S. 136–183), doch wird der Dreyfus-Affäre (1894–1906) nur im Vorblick gedacht (S. 172 f.). Die Lage der Juden in Deutschland vor der Reichsgründung (VIII, S. 184–265) analysiert Poliakov unter den Stichworten: Arndt, Jahn und die Deutschtümler – Der wirtschaftliche Antisemitismus als Ausrede – Börne und Heine – Der Kreuzzug der Atheisten – Der Fall Richard Wagner. Übrigens läßt Poliakov die Frage jüdischer Abstammung Wagners – von dem möglicherweise halb-jüdischen Schauspieler Ludwig Geyer – ausdrücklich offen (S. 237 f.); um so informativer sind seine Belege und Analy-

sen zum wahnhaften Antisemitismus Richard Wagners (S. 239 ff.).

Es folgt eine allgemeine „Schlußbetrachtung“ (S. 266–280) mit kulturgeschichtlichen, soziologischen, psychologischen und theologischen Aspekten des Antisemitismus im 19. Jahrhundert, wobei Poliakov die Linien bis ins Dritte Reich und die Geschichte des modernen Staates Israel auszieht. Anmerkungen finden sich auf den Seiten 281–322; Herbert Gerbes (Marburg) hat auch diesmal sorgfältige und umfangreiche Register der Personen (S. 324–343) und Sachen (S. 344–361) erstellt, und zwar gemeinsam für die – inhaltlich zusammengehörigen – Bände V und VI.

Otto Böcher

Léon Poliakov: Geschichte des Antisemitismus.

VII. Zwischen Assimilation und „jüdischer Weltverschwörung“. 190 S., Jüdischer Verlag Athenäum, Frankfurt am Main 1988. DM 29,80.

VIII. Am Vorabend des Holocaust. 278 S., Jüdischer Verlag Athenäum, Frankfurt am Main 1988. DM 38,—.

Am 8. oder 9. September 1987 starb in Worms der Kleinverleger Georg Heintz, erst 59 Jahre alt. Selber leidenschaftlich engagiert für eine wissenschaftliche und publizistische Aufarbeitung der braunen Jahre 1933–1945, hat er 1977 damit begonnen, das Antisemitismus-Werk Léon Poliakovs in einer auf acht Bände berechneten deutschen Übersetzung herauszubringen. Ein halbes Jahr nach dem Erscheinen des sechsten Bandes setzte der Tod den Plänen und Aktivitäten von Georg Heintz ein jähes Ende; es stand zu befürchten, daß nach dem unvermeidlichen Erlöschen des Verlages die deutsche Poliakov-Ausgabe ein Torso bleiben würde.

Glücklicherweise fand sich jedoch der Athenäum-Verlag/Jüdischer Verlag (Frankfurt a. M. 1, Savignystr. 53) dazu bereit, die Auslieferung der Poliakov-Bände I–VI und die Edition der Bände VII und VIII zu übernehmen. Bereits im August 1988 erschien Band VII, drei Monate später auch Band VIII, beide Bände wiederum in der sachkundigen Übersetzung des französischen Originals durch Rudolf Pfisterer. Die äußere Form blieb unverändert; auch die in Frankfurt verlegten Bände besitzen den gelben Umschlag mit dem Wormser Juden des 16. Jahrhunderts.

Der vierte und letzte Band der Originalausgabe (Paris 1977), dem die deutschen Bände VII und VIII entsprechen, trägt den Titel „L'Europe suicidaire“, „Das selbstmörderische Europa“; er umfaßt die Jahre 1870–1933. Auch Poliakov hat diesen Zeitraum unterteilt; als Einschnitt wählte er den Ausbruch des Ersten Weltkriegs (1914).

„Zwischen Assimilation und «jüdischer Weltverschwörung»“ (Band VII) meint die Epoche zwischen 1870 und 1914, zwischen der – vom „wissenschaftlichen“ Antisemitismus behinderten – Judenassimilation des 19. Jahrhunderts einerseits und dem Aufkommen der irrational-wahnhaften Furcht vor einer Verschwörung des „Weltjudentums“ gegen Christentum und alle ideellen Werte andererseits. Poliakov beschränkt seine Darstellung dieses Abschnitts der jüdischen Geschichte, der in Frankreich mit der „Belle Époque“, in Deutschland mit Gründerzeit und Wilhelminismus zusammenfällt, auf „die deutschen Länder“ (S. 13–43), Frankreich (S. 44–84) und Rußland (S. 85–162).

Informativ und entlarvend ist das Kapitel über das Bild des Juden in der deutschen Literatur (S. 13–26), u. a. bei Gustav Freytag, Wilhelm Raabe, Theodor Fontane, Theodor Storm, Arthur Schopenhauer, Eduard v. Hartmann, Friedrich Nietzsche und Werner Sombart; „antisemitische und neuheidnische Hetzkampagnen“ (S. 27–43) im Deutschland und Österreich des letzten Jahrhundertdrittels sind das Werk so verschiedenartiger Agitatoren wie August Rohling, Wilhelm Marr, Adolf Stöcker, Bernhard Förster und Heinrich v. Treitschke.

Für Frankreich kann Poliakov allerhand wirre und heterogene antisemitische Aktivitäten nachweisen (S. 44–67), die schließlich in der sog. „Dreyfus-Affäre“ (S. 68–84) gipfeln. Hier hätte der nichtfranzösische Leser gern etwas mehr Fakten über den unglücklichen Generalstabsoffizier Alfred Dreyfus (1859–1935) und seinen Prozeß erfahren, doch setzt Poliakov diese offenbar als bekannt voraus und bietet fast ausschließlich soziologische und psychologische Deutungen.

Abschnitt III behandelt die Juden im zaristischen Rußland (S. 85–162); auch hier findet sich, nach einem allgemeinen Überblick (S. 85–93), ein Kapitel über das Bild des Juden in der Literatur (S. 94–104), u. a. bei Puschkin, Gogol, Turgenjew, Dostojewski, Tolstoi und Tschschow. Ausführlich schildert der Verfasser Voraussetzungen, Verlauf und Folgen der russischen Judenverfolgungen (Pogrome) seit 1860, gipfend in der beklemmenden, exemplarischen „Anatomie eines Pogroms“ (S. 148–162), nämlich – nach einem kurzen Überblick über Pogrome der Jahre 1903–1917 – des Ritualmordprozesses von Kiew im Jahre 1913 („Affäre Beilis“, S. 155–162). Zahlreiche Anmerkungen mit Literaturangaben und Originaltexten finden sich auf den Seiten 163–190.

Band VIII („Am Vorabend des Holocaust“), entsprechend dem zweiten Teil von Poliakovs „Selbstmörderischem Europa“, reicht von 1914 bis 1933. Der „Holocaust“ (wörtlich „Brandopfer“), d. h. die Ermordung der Juden durch die Nationalsozialisten (1933–1945), bleibt also unberücksichtigt. Unter der Überschrift „Der Erste Weltkrieg“ (S. 7–31) stellt Poliakov zunächst das Verhältnis zwischen Deutschen (bzw. Österreichern) und Juden um 1914 dar (S. 7–23). Ein eigenes Kapitel, „Der beispielhafte Wahn von Erich Ludendorff“ (S. 24–31), ist dem grotesken, zweifellos abartigen Judenhaß des einst hoch verehrten Feldherrn Erich Ludendorff (1865–1937) gewidmet; mit seiner bornierten, halbgebildeten Heilslehre, einer Mischung aus pietistischer Frömmigkeit, germanischer Mythologie und rassistischem Antisemitismus, nimmt Ludendorff den nationalsozialistischen „Mythos“ eines Alfred Rosenberg (1893–1946) vorweg.

Es folgen Kapitel über den Antisemitismus bzw. die Rolle der Juden im Russischen Reich vor und nach 1917 (S. 32–57), in Großbritannien (S. 58–90), in den Vereinigten Staaten (S. 91–129) und in Frankreich (S. 130–182). Eine umfangreiche „Schlußbetrachtung“ (S. 183–215) beschließt den Textteil des vorliegenden Bandes und des gesamten Werkes, gefolgt von den zugehörigen Anmerkungen (S. 217–247) sowie den von Andreas Schafmeister erstellten Registern der in Band VII und VIII erwähnten Personen, Sachen und Orte (S. 248–278).

Einer ausführlichen kritischen Würdigung soll die große Antisemitismus-Monographie von Léon Poliakov hier nicht unterzogen werden. Ihr hoher Rang ist unbestritten; wer die Geschichte des Judenhasses erforschen will, der von der Antike bis zur Gegenwart aus vielen trüben Quellen gespeist wird, kann in Zukunft an Poliakovs monumentaler

Untersuchung nicht vorbeigehen. Wie das französische Original ist auch die deutsche Übersetzung aus der Feder des evangelischen Theologen Rudolf Pfisterer flüssig und gut lesbar. Dankbar sei auf die guten Register in den deutschen Bänden II, IV, VI und VIII verwiesen.

Wenn in einem für französische Leser verfaßten Werk die auf Frankreich bezogenen Seiten etwa 25 Prozent ausmachen, darf dies nicht als Mißverhältnis getadelt werden (vgl. Bd. VIII, S. 183). Der deutsche Anteil an der Geschichte des Judentums kommt nicht zu kurz; in den Bänden I und II wird auch der Wormser Juden und ihrer Schicksale mehrfach gedacht (vgl. Bd. II, Register, S. 238).

Daß Poliakov psychologischen und soziologischen Deutungen so viel Gewicht beimißt, ist vom Thema her angemessen, führt aber gelegentlich zu Thesen und Konstruktionen, denen der Historiker nicht immer zustimmen kann. Stets jedoch ist Poliakov originell und selbständig, anregend und befruchtend. Die Geschichte des Antisemitismus, das wird aus dem nun abgeschlossen vorliegenden Werk erschreckend deutlich, ist eine Geschichte der menschlichen Dummheit, Vorurteilshörigkeit und Verführbarkeit; vieles (etwa die verquollenen, läppischen Gedankengänge Ludendorffs) wäre eher zum Lachen, hätten seine Konsequenzen nicht in Gewalt und Tod für Millionen unschuldig Verfolgter bestanden.

Alles in allem: ein aufrüttelndes, zutiefst menschliches Werk von hoher Noblesse, das seine entlarvende, aufklärende und pädagogische Wirkung auch in Deutschland nicht verfehlen wird. Für die schöne deutsche Ausgabe gilt den beiden Verlagen und dem Übersetzer der Dank aller Geschichtsfreunde des deutschsprachigen Kulturbereichs.

Otto Böcher

Walter Hotz: *Die Mittelmeerküsten Anatoliens*. Handbuch der Kunstdenkmäler. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1989, X und 506 Seiten, davon 208 ganzseitige Abbildungen, ferner eine gefaltete Landkarte. Ganzleinen, Preis für Mitglieder der Wiss. Buchgesellschaft DM 59,—.

Walter Hotz, in Worms 1912 geboren und von 1983 bis 1988 Erster Vorsitzender des Wormser Altertumsvereins, ist einer breiten Öffentlichkeit vor allem als Autor kunsthistorischer Untersuchungen bekannt, etwa über den Dom zu Worms (1981), über die Wormser Bauschule (1985) oder über die Kunstdenkmäler im Elsaß und in Lothringen (1. Aufl. 1965, 3. Aufl. 1976). Er ist aber auch Theologe und wirkte bis 1977 als Pfarrer der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau. Das erklärt zur Genüge sein Interesse an „Anatolien“, dem Ostteil des Byzantinischen Reiches und asiatischen Teil der Türkei: Hier haben sich nicht nur wichtige Bau- und Kunstdenkmäler des Hellenismus erhalten, sondern hier bildeten sich noch zu Lebzeiten der Apostel die ersten Gemeinden der christlichen Kirche. Die Apokalypse des Johannes, entstanden um 95 n. Chr., ist an die Christen in Ephesos, Smyrna, Pergamon, Thyatira, Sardis, Philadelphia und Laodikää gerichtet (Apk. 2 f.); alle genannten Orte liegen im „kleinasiatischen“ Westteil Anatoliens, Ephesos, Smyrna (heute Izmir) und Pergamon in unmittelbarer Nähe der Mittelmeerküste.

Nachdem Hotz schon 1971 einen Band über „Byzanz-Konstantinopel-Istanbul“ publiziert hat (2. Aufl. 1978), legt er nunmehr, gleichfalls im Verlag der Wissenschaftlichen

Buchgesellschaft, eine umfangreiche Dokumentation über die Kunstdenkmäler des anatolischen Hinterlands von Istanbul vor. Das vorzüglich ausgestattete Buch enthält zunächst ein Vorwort (S. IX f.), dem sich ein grundsätzlich informierendes Kapitel „Zur Geschichte und Kunstgeschichte der anatolischen Mittelmeerküsten“ anschließt (S. 1–26).

Der eigentliche Textteil (S. 27–266) umfaßt die alphabetisch geordneten 183 Orts- und Denkmälerbeschreibungen, vielfach illustriert durch Grundrisse und Zeichnungen. Von den behandelten Orten seien nur Antalya/Attaleia, Antiochia/Antakya, Bodrum/Halikarnassos, Didyma/Didim, Ephesos/Selçuk, Herakleia/Eregli, Hierapolis/Pamukkale, Izmir/Smyrna, Kolophon/Degirmendere, Laodikäa/Gonçali, Magnesia, Milet/Balat, Misis/Mopsuestia, Myra/Kale, Nikäa/Izmit, Nikomedia/Izmit, Pergamon/Bergama, Perge, Philadelphia/Alaşehir, Priene, Sardis/Sart, Side, Tarsus, Thyatira/Akhisar, Troja/Truva, Xanthos/Kinik und Yumurtalik/Ägää genannt. Jeder Artikel enthält zunächst eine Geschichte des betr. Ortes von der heidnischen Antike über byzantinische, seldschukische und osmanische Zeit bis zur Gegenwart; die jeweiligen Ausgrabungen und deren Ergebnisse sind vermerkt, desgleichen die Funde und ihr gegenwärtiger Aufbewahrungsort. Ausführlich werden dann die hellenistischen, byzantinischen und türkischen Bauten beschrieben, ferner Straßen, Plätze, Nekropolen und die Werke der bildenden Kunst (Mosaiken, Plastiken).

Auf den Seiten 267–271 finden sich methodologische Hinweise zu Schreibung und Aussprache des Türkischen, zur Transkription des Griechischen und der orientalischen Sprachen sowie zur byzantinischen und türkischen Zeitrechnung. Eine Erklärung der theologischen, archäologischen, kunst- und kulturgeschichtlichen Fachausdrücke schließt sich an (S. 273–276), ferner Listen der Staaten und Dynastien (S. 277–285), eine Bibliographie (S. 287–290), ein Verzeichnis der erwähnten Künstler, Dichter, Schriftsteller und Gelehrten (S. 291–294) sowie der Fotonachweis (S. 295).

Nicht der geringste Wert des Hotzschens Buches besteht in dem umfangreichen Bildteil (S. 297–506). Weitaus die meisten der insgesamt 208 ganzseitigen Fotos stammen vom Autor selbst; die ersten 16 Bilder sind farbig. Alle Aufnahmen zeichnen sich durch hervorragende Qualität aus; wie die Artikel der Seiten 27–266 alphabetisch geordnet, illustrieren sie den Textteil und bringen uns eine Kunst- und Kulturwelt nahe, die, zumindest in ihren vorislamischen Epochen, nichts Fremdes für uns hat: Erbe aus griechisch-römischer, frühchristlicher und byzantinischer Zeit.

Otto Böcher

Fritz Reuter: Peter und Johann Friedrich Hamman. Handzeichnungen von Worms aus der Zeit vor und nach der Stadtzerstörung 1689 im „Pfälzischen Erbfolgekrieg“. Verlag Bücher Bessler, Worms 1989, 117 Seiten mit zahlreichen faksimilierten Abbildungen, bibliophil gebunden, DM 44,—.

Am 31. Mai 1689 waren dreihundert Jahre vergangen, seit mit der von Frankreich widerrechtlich beanspruchten Kurpfalz auch die Freie und Bischofsstadt Worms in Schutt und Asche sank. Unersetzliche Bau- und Kunstwerke wurden damals vernichtet; mit dem Palast des Wormser Fürstbischofs verschwand auch die Stätte der berühmten Reichstage, etwa derjenigen von 1495, 1509 und 1521.

Daß Worms vor 1689 nicht das hessische Landstädtchen war, als welches es im 19. Jahrhundert den industriellen Aufschwung erlebte und verkräften mußte, sondern ein Zentrum kirchlicher Bedeutung, politischer Macht, patrizischen Reichtums und künstlerischer Prachtentfaltung, ähnlich wie Nürnberg und Augsburg, Frankfurt und Lübeck, war bisher nur schwer zu dokumentieren, da alte Ansichten kaum erhalten geblieben sind.

Lediglich die Federzeichnungen des Wormser Ratsherren und Stadtbaumeisters Peter Hamman (1624–1692), angefertigt 1690 für die Schadensberechnung der Stadt und aufbewahrt im Wormser Stadtarchiv, konnten diese Lücke teilweise schließen; freilich waren sie nur unvollständig und in längst vergriffenen Büchern veröffentlicht worden, so vor allem in Friedrich Soldans „Die Zerstörung der Stadt Worms im Jahre 1689“ (Worms 1889), in Oscar Canstatts „Drangsale der Stadt Worms und deren Zerstörung durch die Franzosen am 31. Mai 1689“ (Worms 1889) sowie in der u. a. von August Weckerling verfaßten Denkschrift „Die Hafen- und Uferbauten zu Worms 1890/1893“ (Worms 1893).

Nunmehr hat der Direktor des Wormser Stadtarchivs, Fritz Reuter, einen drucktechnisch und buchbinderisch vorzüglich ausgestatteten Text- und Bildband vorgelegt, in dem er nicht nur Hintergründe, Verlauf und Folgen der schändlichen Stadtzerstörung von 1689 ausführlich darstellt, sondern auch die 14 Zeichnungen Peter Hammans in originalgetreuen Wiedergaben publiziert und sorgfältig kommentiert (S. 52–81).

Den besonderen, nicht hoch genug einzuschätzenden Wert des Reuterschen Buches macht jedoch die Tatsache aus, daß es, außer einem vermutlich von Peter Hamman stammenden Stadtgrundriß und Straßenplan (S. 82 f.), weitere 11 Zeichnungen enthält, die von Peter Hamman und seinem Sohn, dem Baumeister und Ingenieur-Offizier Johann Friedrich Hamman (* um 1655, † zwischen 1711 und 1718) im Jahre 1692 angefertigt und erst 1983 von Reuter, einem Hinweis des Tübinger Historikers Volker Press folgend, in der British Library London entdeckt wurden (S. 84–105). Die von Johann Friedrich Hamman anhand von Vorarbeiten seines Vaters nach dessen Tod (1692) vollendeten Zeichnungen zeigen erstmals den Dombezirk (von Osten und von Süden), das Liebfrauenstift, das Martinsstift mit den Kirchen St. Martin und St. Lampert, das Paulusstift mit den Kirchen St. Paul und St. Rupert sowie das Andreasstift mit den Kirchen St. Andreas und St. Magnus.

Das vorliegende Werk Fritz Reuters ist in drei Teile gegliedert. Teil I („... abgebrannt und Total Ruinirt“ – Worms und der „Pfälzische Erbfolgekrieg“, S. 11–29) untersucht die Voraussetzungen der Katastrophe, Zerstörung und Wiederaufbau der Stadt Worms sowie die Schadensberechnungen von Stadt, Bistum und Hochstift; in den Text eingeschaltete Abbildungen zeigen u. a. die politischen Akteure von 1689, die vieltürmige Wormser Stadtmauer sowie alte Ansichten von Heidelberg, Speyer und Worms. Teil II (Peter und Johann Friedrich Hamman und ihre Zeichnungen, S. 30–50) behandelt Wormser Stadtansichten des 16. und 17. Jahrhunderts, Leben und Wirken der beiden Zeichner, den Zerstörungsbericht Johann Friedrich Seidenbenders von 1690 sowie die Serien der Worms-Zeichnungen in Worms und London. Schließlich erfolgt in Teil III (S. 51–108) die kommentierende Publikation aller 26 Zeichnungen; Literaturverzeichnis, Orts-, Namen- und topographisches Register beschließen den Band (S. 109–117).

Neue Erkenntnisse zur Wormser Architekturgeschichte ergeben sich naturgemäß nur aus den jetzt in London gefundenen Zeichnungen von 1692. Erstmals wird der Blick aus Südwesten auf die Pauluskirche als romanische Basilika möglich (S. 99); der Kreuzgang des Paulusstifts besaß offenbar keinen Nordflügel. Die Vorhalle der Liebfrauenkirche (S. 95) war vor 1689 anscheinend genauso eingeschossig wie heute; der Abbruch eines (barocken?) Obergeschosses und die Einfügung eines Maßwerkfensters in die Westfassade (1860–1868) stellten, wenn die Zeichnung hier zuverlässig ist, offenbar den ursprünglichen Zustand wieder her. Die Nord- und die Südwand des Querhauses trug einen spitzen Giebel, nicht, wie heute, ein Walmdach (S. 95).

Der Bischofshof, erstmals von Osten voll einsehbar (S. 91), war vom nördlichen Domplatz durch eine Art Zwinger getrennt, der vor der Tordurchfahrt zu einer schmalen Torgasse auseinandertrat. Der Andreaskirchhof, der heutige Weckerlingplatz, war von einer Mauer mit mehreren Portalen umfriedet (S. 101). Das romanische Nordportal der Andreaskirche trug einen Renaissancegiebel, der anscheinend auf einem außen vorgesetzten Säulenpaar ruhte und durch ein eigenes Dach mit dem Pultdach des nördlichen Seitenschiffs verbunden war (S. 101); die Stiftsherren von St. Andreas hatten ihr Hauptportal also ganz ähnlich modernisiert wie diejenigen von St. Martin (1625). Südöstlich neben der Magnuskirche befand sich ein Beinhaus (S. 101).

Allerdings nötigt der Vergleich mit anderen älteren Bauansichten und mit dem gegenwärtigen Befund auch zur Feststellung zahlreicher Fehler. Schlimm verzeichnet ist die Johanneskirche vor dem Dom (S. 91 und 93). Beim Mittelsturm des Westwerks von St. Paul (S. 99) ist der kleine Treppenturm aus der Mitte nach Norden gerückt; die im Untergeschoß des Turms eingezeichneten Fenster hat es so wenig gegeben wie die großen gekuppelten Fenster im Obergeschoß der Westwand. Reichlich verunglückt sind auch die gemauerten Helme der beiden westlichen Rundtürme. Grotesk vergrößert ist das mittlere der drei Fenster des Dom-Ostchors; beim nördlichen Querhausflügel des Doms fehlen die beiden Fenster des Untergeschosses (S. 91). Ganz generell ersetzt Johann Friedrich Hamman die gotischen Spitzbögen der Kreuzgangarkaden durch Rundbögen, etwa bei den Kreuzgängen des Doms (S. 91 und 93), der Liebfrauenkirche (S. 95), der Martinskirche (S. 97) und der Pauluskirche (S. 99). Die gekuppelten Fenster der Romanik, aber auch viele zweibahnige Maßwerkfenster der Gotik werden so gezeichnet, als handle es sich um Doppelfenster der italienischen Renaissance (etwa der Palazzi Medici, Rucellai und Strozzi in Florenz; vgl. S. 91, 93, 97, 99, 101). Dies ist gewiß kein Zufall; vermutlich will der jüngere Hamman seine zerstörte Vaterstadt gleichsam beiläufig aus einer mittelalterlich-altmodischen in eine renaissancemäßig-moderne Stadt verwandeln. Diesem Ziel dient möglicherweise auch die Verringerung der 4 + 5 + 6 Fensterachsen der „Münze“, wie Peter Hamman sie gezeichnet hat (S. 61), auf 3 + 4 + 4 Fensterachsen bei Johann Friedrich Hamman (S. 103); weniger Fenster bedeuten mehr Wandfläche, was durchaus im Sinne moderner Großzügigkeit im Gegensatz zu mittelalterlicher Enge und Kleinteiligkeit verstanden werden kann.

Die Auswertung der in London entdeckten Blätter hat erst begonnen. Im kritischen Vergleich mit den Zeichnungen seines Vaters, mit anderen Archivalien und heutigen Befunden werden die Zeichnungen Johann Friedrich Hammans noch manches Rätsel der Wormser Baugeschichte lösen helfen; vielleicht ist jetzt der Augenblick gekommen, endlich

ein Modell der spätmittelalterlichen Stadt zu schaffen. Dem Autor, Fritz Reuter, sei für die Bereitstellung dieses bedeutsamen Materials ebenso gedankt wie dem langjährigen Vorsitzenden des Wormser Altertumsvereins, Leonhard C. Freiherrn von Heyl zu Herrnsheim (1924–1983), dessen testamentarisches Legat die Drucklegung gesichert und den erschwinglichen Preis ermöglicht hat. Otto Böcher

Bernhard Kirchgässner und Fritz Reuter (Hrsg.), Städtische Randgruppen und Minderheiten. (Stadt in der Geschichte, Veröffentlichungen des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung, Band 13). Sigmaringen 1986, 254 Seiten, broschiert, DM 48,--.

Der Südwestdeutsche Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung hielt seine 23. Arbeitstagung (16.–18. November 1984) in Worms ab; im Herbst des vergangenen Jahres hat er in seiner von Erich Maschke und Jürgen Sydow begründeten Reihe der „Veröffentlichungen“ die Referate der Wormser Tagung, zusammen mit den Diskussionsbeiträgen, im Druck herausgebracht.

Der vorliegende Band vereinigt sieben gewichtige Abhandlungen zu dem – gerade für die einstige „Freie Stadt des Heiligen Römischen Reiches“ Worms bedeutsamen – Thema der städtischen Randgruppen und Minderheiten. Nach dem Vorwort der beiden Herausgeber untersucht Fritz Reuter die „Mehrkonfessionalität in der Freien Stadt Worms im 16.–18. Jahrhundert“ (S. 9–48). Sachkundig skizziert der Autor zunächst „Stadtherrschaft und Verfassung der Freien Stadt Worms in Spätmittelalter und Neuzeit“; anschließend stellt er „Reformatorische und evangelische Bewegung bis zur Einführung der Ratsprädikatur 1527“ dar. In der Folgezeit („Das Nebeneinander der Konfessionen bis 1689“) existierten Lutheraner, Katholiken, Juden und (seit 1644) Reformierte (Calvinisten) nebeneinander. Der Wiederaufbau nach der Stadtzerstörung von 1689, weitgehend geprägt von der um 1697 vollendeten Denkschrift des Stättmeisters Johann Friedrich Seidenbender (1650–1712), erfolgte unter dem Vorzeichen der unwiderruflichen Mehrkonfessionalität; den Reformierten sicherte ein 1699 geschlossener Vertrag freie Religionsausübung zu. Das vorletzte Kapitel behandelt die Mehrkonfessionalität von Worms bis zum Ende der Freien Stadt; das letzte unternimmt „Zusammenfassung und Ausblick in das 19. Jahrhundert“. Zwei Anhänge nennen Bevölkerungs- und Konfessionszahlen von ca. 1500 bis 1806 und die Bischofsliste von Johann v. Dalberg (1482–1503) bis Friedrich Carl Joseph v. Erthal (1774–1802). Ein Stadtplan für das 16.–18. Jahrhundert (S. 46) zeigt die Lage der Kirchen, Klöster und Friedhöfe, der Schulen und Spitäler der Katholiken, Lutheraner, Reformierten und Juden in Worms, dazu die wichtigsten Profanbauten und Höfe.

Wolfgang Hartung schreibt über „Gesellschaftliche Randgruppen im Spätmittelalter – Phänomen und Begriff“ (S. 49–114); der ungemein material- und kenntnisreiche Aufsatz zeigt die Aporien der Forschung bezüglich der sozialen Marginalität der Armen und Bettler, der Nichtseßhaften, Kriminellen und Prostituierten, aber auch der Henker, Abdecker und Spielleute auf. Auch Juden und Zigeuner werden in die Untersuchung einbezogen, die künftiger Forschung Aufgaben und Wege aufzeigt.

„Hugenotten und Hugenotten-Nachkommen als städtische Minderheiten“ behandelt Johannes E. Bischoff (S. 115–128). Nacheinander erläutert bzw. definiert der Autor den Begriff

der „Hugenotten“ (sprachlich zu „Hugo“, nicht zu „Eidgenossen“ gehörig, S. 116), die Unterschiede zwischen Fremden- und Kolonien- und Kirchengemeinde sowie die Rechtsstruktur der französisch-reformierten Kirchengemeinden. Ein eigener Abschnitt ist den fünf unterschiedlichen Typen deutscher Hugenotten-Orte gewidmet; das letzte Kapitel beschreibt „das Ende der örtlichen Minderheiten französischer Zunge“ und fragt nach dessen Ursachen. Die statistischen Beispiele (S. 125–127) stammen aus (Christian-)Erlangen (1698, 1722, 1738, 1751–1819, 1820–1985).

Literarische und sozialgeschichtliche Fragestellungen verbindet Ernst Schuberts kluger und menschlich anrührender Aufsatz über „Randgruppen in der Schwankliteratur des 16. Jahrhunderts“ (S. 129–160). Klaus Deppermann informiert über „Täufergruppen in Augsburg und Straßburg – ihre soziale Rekrutierung und Theologie“ (S. 161–182); die Thematik ist nicht nur für die beiden täuferischen Hochburgen des Jahrzehnts zwischen 1526 und 1536, sondern auch für Worms und die Pfalz bedeutsam.

András Kubinyi untersucht „Ethnische Minderheiten in den ungarischen Städten des Mittelalters“ (S. 183–199). Schließlich stellt Arthur E. Imhof im letzten Beitrag, „Störung von Stabilitäten durch »Randgruppen«?“ bedenkenswerte „Fragen an die Stadtgeschichtsforschung“ (S. 200–225). Der Band wird abgeschlossen durch die Wiedergabe der „Diskussionsbeiträge zu den Referaten“ (S. 226–246), ein Verzeichnis der Verfasser und Diskussionsteilnehmer (S. 247) und ein sorgfältiges, von Gerd Wunder erstelltes Register der Orte und Personen (S. 248–254).

Daß die Vorträge der Wormser Stadtgeschichtstagung vollständig, in guter Drucktechnik und zu erschwinglichem Preis veröffentlicht werden konnten, ist nicht selbstverständlich; dem renommierten Verlag Jan Thorbecke in Sigmaringen gebührt Dank und Anerkennung. Künftige Forschungen zur Kirchen- und Sozialgeschichte der deutschen Stadt werden den vorliegenden Band nicht ignorieren können. Dem Territorialkirchengeschichtler sind vor allem die Beiträge von Fritz Reuter, Johannes E. Bischoff und Klaus Deppermann bedeutsam. Daß die historische Frage nach ethnischen und konfessionellen Minderheiten in einer Zeit ausländischer Gastarbeiter von brisanter Aktualität ist, sei nur beiläufig angemerkt.

Otto Böcher

Wilhelm Volkert: Adel bis Zunft. Ein Lexikon des Mittelalters. München, Verlag C. H. Beck, 1991, 307 S.

Das Mittelalter erfreut sich seit einigen Jahren, wie besonders aus dem starken Andrang zu historischen Ausstellungen zu erkennen ist, in der breiten Öffentlichkeit zunehmender Beachtung. Um so verdienstvoller ist es, daß mit der vorliegenden Veröffentlichung nun ein Werk vorliegt, das es sich ausdrücklich zum Ziel setzt, dem Nichtfachmann eine Einführung in die für ein Vertrautwerden mit dieser Zeit unumgänglichen Grundbegriffe zu bieten.

In mehr als 170 Artikeln werden Schlüsselbegriffe wie Fehde, Munt oder Zunft erklärt, die der modernen Sprache fremd geworden oder nur noch mit veränderter Bedeutung bekannt sind, zugleich auch allgemeine Ausdrücke wie König, Landwirtschaft, Handel und Stadt unter dem Aspekt des Mittelalters behandelt. Das Ziel, auf diese Weise die soziale, wirtschaftliche, religiöse und kulturelle Welt des Mittelalters

dem Leser begreifbar zu machen, darf als wohl gelungen bezeichnet werden; die bei einem solchen Vorhaben im Grunde kaum ganz vermeidbare Gefahr, daß der mit dem Gegenstand vertraute Historiker unbewußt zuviel voraussetzt und den Laien doch mit verwirrenden Ausdrücken und unerklärten Zusammenhängen konfrontiert, ist hier – fast – überwunden.

Einschränkend ist noch zu sagen, daß das Werk zum einen nur den Zeitraum vom frühen 10. bis zum Anbruch des 16. Jh. erfaßt, zum anderen, daß es ein reines Begriffslexikon und Sachwörterbuch ist, daß Zustände und deren Entwicklung, aber keinerlei Ereignisgeschichte bietet – beides wird aus dem Vorwort, aber nicht aus dem Titel deutlich.

Auch die Auslassung einzelner in diesem Rahmen zu erwartender Begriffe wie Armut/Bettler, Buch/Schrift oder Kleidung muß als nachteilig vermerkt werden, was dem informativen und zweckmäßigen Gesamteindruck indes keinen Abbruch tut.

Für den interessierten Laien, für Studierende, für Schulbibliotheken zur Ergänzung des Unterrichtes ist es ein Werk, das eine Lücke füllt und sowohl inhaltlich wie von der übersichtlichen Gestaltung mit zusätzlichem Namen- und Sachregister sowie Bibliographie her als gut geeignet zu empfehlen ist.

Martin Geyer

Harry Kühnel (Hrsg.): Bilderwörterbuch der Kleidung und Rüstung.

Vom Alten Orient bis zum ausgehenden Mittelalter. Mit Beiträgen von Harry Kühnel, Heribert Aigner, Friedrich Brein, Karoline Czerwenka-Papadopoulos, Helmut Hundsbichler, Gerhard Jaritz, Peter Krenn, Taxiarchis G. Koliass, Erwin Pochmarski, Bernhard Scholz, Elisabeth Vavra. Mit zahlreichen Abbildungen, Einleitung (LXXXI S.) und Literaturangaben. Stuttgart, Kröner 1992, 334 S.

Zur Geschichte von Kleidung und Rüstung, einem wichtigen und interessanten Gebiet der Kulturgeschichte, sind zusammenfassende Darstellungen bisher selten. Es ist daher zu begrüßen, daß mit dem vorliegenden Nachschlagewerk diese spürbare Lücke geschlossen worden ist. Historiker, Kunsthistoriker, Volkskundler, Philologen und Archäologen, aber auch ganz allgemein interessierte Leser finden hier unter 1000 Stichwörtern, ergänzt durch viele Abbildungen und zusammenfassende Vorworte für die verschiedenen Epochen, eine sehr detaillierte Darstellung. Es sei freilich nicht verschwiegen, daß das Werk dem selbstgesteckten Anspruch, den augenblicklichen Kenntnisstand für den zeitlich-räumlichen Bereich von der sumerisch-babylonischen Epoche in Mesopotamien über das Perserreich bis zur griechisch-römischen Antike, dem byzantinischen Reich und dem Abendland bis zum Spätmittelalter darzustellen, nicht überall gerecht wird. Das altorientalische Rüstungswesen ist überhaupt nicht, die Kleidung vergleichsweise unvollständig und auch an keiner Stelle systematisch dargestellt; hier müßte der ernsthaft Interessierte auf die umfangreiche Bibliographie des Werkes zurückgreifen. Auch beim Rüstungswesen der sehr eingehend behandelten griechisch-römischen Kultur ist gemessen an der Ausführlichkeit, die der hoch- und spätmittelalterlichen Zeit zuteil wird, eine gewisse Kürze festzustellen. Diese Schwerpunktsetzung könnte man vielleicht mit der bunten Mannigfaltigkeit und größeren Gegenwartsnähe der letztgenannten Epoche, die

ein stärkeres Interesse auch des Lesers begründen mag, rechtfertigen; unter diesem Gesichtspunkt wäre allerdings die starke Berücksichtigung byzantinischer Termini, die in eine sehr fremde und für die abendländische Entwicklung verhältnismäßig unbedeutende Welt führen, abzulehnen. Zu wünschen wäre übrigens auch, daß der keltisch-germanische Kleidungsstyp, der in der Spätantike die antike Kleidung verdrängte und über das – ebenfalls etwas vernachlässigte Frühmittelalter – der direkte Vorfahre unserer heutigen (Welt-)Kleidung ist, stärker gewürdigt würde.

Von solchen Einschränkungen abgesehen, handelt es sich jedoch um eine höchst informative, gedrängte und doch ausführliche Darstellung, eine Fundgrube auch sehr ausgefallener Begriffe, die in stets allgemeinverständlicher Weise erläutert werden; besonders lesenswert sind auch die gedankenreichen Vorbemerkungen zu den einzelnen Zeitaltern, die die Geschichte von Kleidung und Rüstung in die allgemeine Kulturgeschichte einfügen. Martin Geyer

Irene Spille: Worms-Pfeddersheim. Neuss, 1988. 28 S.

(= Rheinische Kunststätten, Heft 328, hrsg. vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz)

Irene Spille: Schloß Herrnsheim in Worms. Neuss, 1988. 24 S.

(= Rheinische Kunststätten, Heft 336, hrsg. vom Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz)

Die beiden von der Wormser Kunsthistorikerin verfaßten Hefte hatten als Teil der „Rheinischen Kunststätten“ die redaktionellen Auflagen des herausgebenden Vereins zu erfüllen: sie sollen als wissenschaftlich fundierte Kurzmonographien dem orts- und kunstgeschichtlich interessierten Leser, vor allem aber dem auswärtigen Besucher sachkundig den behandelten Gegenstand vor Augen führen, ohne den Ballast der wissenschaftlichen Form zu tragen. Zu diesen Vorgaben gehört, die auf den Umfang eines gehefteten Bändchens begrenzten Publikationen mit ausführlichem Foto- und Kartenmaterial zu versehen, so daß sich gerade der Ortsferne einen umfassenden optischen Eindruck verschaffen kann. Als Nachteil dieser touristenfreundlichen Verlagskonzeption mag der Einheimische empfinden, daß der Textbeitrag auf ca. 40% des Gesamtumfangs der Hefte beschränkt bleiben muß.

Beide Bändchen stellen insoweit eine begrüßenswerte Neuerung unter den verfügbaren „Cicerone“ zu Wormser Bau- und Kunstdenkmälern dar, als sie nicht-sakrale Themen besprechen.

Dies gilt insbesondere für „Worms-Pfeddersheim“, das erstmalig einen gesamten Stadtteil als Einheit vorstellt. Nach bewährtem Muster vorhergehender „Rheinischer Kunststätten“ verschafft ein längerer Abschnitt (S. 3–6) zur geographischen Lage, zur Ortsentwicklung und -geschichte unter Berücksichtigung der Vor- und Frühgeschichte einen Überblick über den Ort insgesamt, bevor auf einzelne Denkmäler oder Denkmalgruppen eingegangen wird. Den historisch ausgerichteten Leser werden die Zeilen zum Georgenbergkloster ansprechen, das nach seiner Auflösung um 1560 vollständig abgegangen ist. Hier gelang der Autorin aus verstreuten, z. T. unpublizierten Quellen eine bislang vermißte zusammenfassende Darstellung. Unter den verschiedenen Sehenswürdigkeiten beansprucht den größten Raum zu Recht die Stadtbefestigung, in ihrem relativ gut überkommenen

Bestand vergleichbar nur in wenigen Orten ähnlicher Größe auch der weiteren Umgebung anzutreffen (S. 7–10). Ohne die Geschichte der einander abfolgenden Verteidigungsanlagen zu vernachlässigen, werden Graben, Stadtmauer und insonderheit Wehrtürme detailreich abgehandelt und zu einem Ganzen zusammengefügt. Entsprechendes läßt sich zur Simultankirche (S. 10–12) sagen: auch hier folgt auf die historische Entwicklungen herausarbeitende Darlegung der Vorgänger und ihres Umfeldes eine informative Beschreibung des aktuellen Baus, die auch Einzelstücke (Grabplatten, Statuen, etc.) einbezieht. Wünschenswert wäre eine mehr nachsichtige Abbildung der Simultankirche gewesen – vielleicht aber aufgrund der engeräumigen örtlichen Verhältnisse nicht zu bewerkstelligen. Nach gleichartigen Prinzipien geht die Autorin auf die nicht allzu große Zahl denkmalwürdiger Gebäude ein, nämlich auf die ehem. lutherische Kirche, das kath. Pfarrhaus, das Rathaus, die ehem. Synagoge und das Wingerthäuschen. Aber ebenso die Bedeutung kleinerer Objekte und Anlagen weiß die Autorin dem Leser nahezubringen, wie sie am Ort mit dem Kriegerdenkmal, dem „Heppenheimer Kreuz“, dem „Meerweibchenstein“ sowie dem alten und dem jüdischen Friedhof gegeben sind. Für eine Reihe dieser Denkmäler – so für das „Heppenheimer Kreuz“ mit der vermuteten Wiedertäufersiedlung, für den als romanisches Zeugnis seltenen „Meerweibchenstein“ sowie für die jüdischen Kultstätten – konnten aufgrund eigener Forschungsarbeiten der Autorin neue Ergebnisse vorgelegt werden, die zukünftigen Untersuchungen den Weg bereiten. Das letzte Kapitel des Bändchens, „Häuser und Höfe“ überschrieben (S. 20–25), befaßt sich mit den bemerkenswerten Privathäusern, soweit sie im Straßen- und Ortsbild hervortreten. Vorangestellt ist eine Charakterisierung der vom Mittelalter bis in die jüngere Vergangenheit üblichen Haus- und Hofform, d. h. des fränkischen Gehöftes. Die Bewahrung dieses Hoftypus vermag die Autorin an Beispielen des 16. bis 19. Jh. ebenso aufzuzeigen wie den durch veränderte Erwerbssituationen bedingten Wandel der Bautraditionen ab dem späten 19. Jh.

Es bleibt zu hoffen, daß dieses in vielfacher Hinsicht Auskunft gebende Bändchen Nachfolger zu weiteren Wormser Stadtteilen findet.

Mit „Schloß Herrnsheim in Worms“, einer klassischen Baumonographie, war eine anders formulierte Aufgabe gestellt. Grundsätzlich ist zunächst positiv anzumerken, daß die Autorin das Schloß nicht als isolierte Größe behandelt, sondern in den Zusammenhang der Ortsbebauung stellt, verdeutlicht u. a. durch zwei Pläne des 19. Jh. Die eigentliche Darstellung des Schlosses eröffnet eine Würdigung der in der Wormser Stadtgeschichte so einflußreichen Familie v. Dalberg; als adelige Burg- bzw. Schloßbesitzer und vormalige Ortsherren von Herrnsheim gehen alle Maßnahmen am Schloß vom Ursprungsbau 1460 bis zum Verkauf 1883 auf ihre Initiativen zurück. Den Schwerpunkt des Bändchens bilden die Ausführungen zur Baugeschichte (S. 4–7) sowie zur äußeren und inneren Gestalt (S. 7–17). Die Baugeschichte des von 1460 an mehrfach neuerrichteten Schlosses war in der Vergangenheit Gegenstand kontrovers geführter Diskussionen. Aufgrund lückenhaften Quellenmaterials blieben vor allem die Fragen nach Abfolge und Umfang der einzelnen Neubauschritte in der ersten Hälfte des 19. Jh. und den ihnen zuzuordnenden Architekten ungeklärt. Erst die umfangreiche Renovierung von 1981/82 sowie die Veröffentlichungen von G. Fünfröck (J. F. Dyckerhoff, Worms, 1983)

und R. Schneider (Der Dalberger Hof in Mainz, Worms, 1986) konnten wesentliche Erkenntnisse vermitteln. Unter diesen Umständen wurde ein neuer Führer notwendig, der den hervorragenden, aber zwischenzeitlich veralteten von G. Illert (Schloß Herrnsheim, München-Berlin, 1964) ablösen sollte. Mit dem vorliegenden Bändchen erbrachte die Autorin, die aus eigenen Bemühungen manche Korrektur und Ergänzung vornehmen konnte, ein klares Bild der Baugeschichte: auf dem Keller und aufgehendem Mauerwerk des Barockschlosses von 1711 ff. wurde unter Einschluß des spätgotischen Wehrturms 1808/14 ein zweigeschossiger Neubau nach Plänen J. F. Dyckerhoffs erstellt, der, 1820/24 im Inneren durch den gleichen Architekten umgestaltet, 1840/45 von I. Opfermann um ein Mezzaningeschoß aufgestockt wurde. Die knappe, aber fundierte, mit Ansichten, Grundrissen und Querschnitten angereicherte Baugeschichte des Schlosses und seines Äußeren wird von einer erfreulich ausführlichen Beschreibung der Innenräume fortgesetzt, die in der Geschlossenheit des originalen, klassizistischen Inventars eine Sonderstellung des Herrnsheimer Schlosses begründet. Auch in diesem Punkt wurden jüngste Forschungsergebnisse der Autorin verwertet – z. B. die Zuschreibung verschiedener Barockgemälde an J. G. Ziesenis und C. Fesel.

Von den Wirtschaftsgebäuden des Schlosses aus der Zeit um 1770 abgesehen – sie finden an mehreren Stellen ausreichende Bezugnahme – zeichnet sich der ursprünglich auf drei Seiten umgebende englische Schloßgarten mit seinen (vormaligen) Staffagebauten als ein Kernstück der Schloßanlage aus. Der in der jetzt stark verkleinerten Form auf Grundideen F. L. v. Sckells zurückgehende, von J. F. Dyckerhoff und J. M. Zeyher verwirklichte Schloßgarten umfaßte außer damaligen Neubauten zwei mittelalterliche Wehrtürme des Ortes. Dessen gleichfalls kenntnisreiche wie zu notwendigen Restaurierungen mahnende Darstellung schließt den Rundgang durch das Herrnsheimer Schloß ab.

Für weiterführende Studien stellen beide Hefte im ausführlichen Literaturverzeichnis das einschlägige Quellenmaterial zu Verfügung. Rolf Mertzgen

Wolfgang Benz (Hrsg.): Das Exil der kleinen Leute.

Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration, München: C. H. Beck 1991, 344 S.

1933 lebten in Deutschland fast eine halbe Million Juden. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten emigrierten bis zum Auswanderungsverbot im Herbst 1941 über 250.000 von ihnen in europäische Länder – wo viele im Zweiten Weltkrieg Opfer der Deportationen wurden – und nach Übersee. Die meisten konnten sich erst ab 1938/39 entschließen, ihre Heimat Deutschland zu verlassen, nach Jahren der Diskriminierung und Demütigung, oft nach dem Verlust von Beruf und Arbeit, Mißhandlungen und KZ-Haft.

Der 1901 geborene Arzt Rudolf Aub verließ zum Beispiel Anfang 1939 nach zwangswieser Schließung seiner Praxis und zweimonatiger Haft im KZ Dachau Deutschland. Eigentlich wollte er in die USA, doch da die Nummer seines Einwanderungszertifikats noch nicht „aufgerufen“ war, ging er zunächst in das afrikanische Sierra Leone, wo ein Schwager als Kaufmann tätig war. Bei Kriegsausbruch wurde Aub als „enemy alien“ interniert und später nach Jamaika trans-

portiert. Hier blieb er, baute sich im Lauf der Zeit eine Praxis und eine neue Heimat auf. 1982 kehrte er nach Deutschland zurück – nicht aus dem Bedürfnis nach einer Rückkehr, sondern wegen der schweren Wirtschaftskrise und der wachsenden Kriminalität in Jamaika.

Die Lebensgeschichte Aubs findet sich in dem von Wolfgang Benz herausgegebenen Buch „Das Exil der kleinen Leute“, das in fast 30 Beiträgen Einblicke in die „Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration“ von den 1930er Jahren bis heute vermittelt. Das Spektrum ist weit gestreut, entsprechend den oft abenteuerlich klingenden Emigrationsrouten, wie die nach Shanghai, das als einziges Territorium der Welt Juden ohne Visum aufnahm, diesen jedoch fast keine Erwerbsmöglichkeiten bot. Die großen – materiellen, physischen und psychischen – Schwierigkeiten, sich eine neue Existenz, ein neues Leben aufzubauen, waren aber überall ähnlich, hieß das Emigrationsland nun Schweden, Palästina, Australien oder U.S.A. Das galt besonders für diejenigen, die schon eine Karriere in Deutschland gemacht hatten und daran nicht anknüpfen konnten. So konnte die bekannte Berliner Ärztin Hertha Nathorff nicht die nötige amerikanische Lizenz erwerben, weil nur für ihren Mann, ebenfalls Arzt, das Geld reichte. Sie verdiente derweil mit allerlei „Jobs“ den Lebensunterhalt der Familie. Die Lebensläufe der Männer und Frauen, über die berichtet wird, sind so unterschiedlich wie die Schlußfolgerungen, die diese daraus ziehen. Für die meisten stellt sich auch heute noch die Frage nach ihrer Identität und damit verknüpft nach ihrem durchweg ambivalenten Verhältnis zu Deutschland.

Acht Emigranten bzw. Emigrantinnen (darunter eine Remigrantin, die in den 1960er Jahren in die DDR ging, wo sie „aus einer Kommunistin zu einer Jüdin“ wurde) haben ihre Erfahrungen und Erkenntnisse in eindrucksvoller Weise selbst beschrieben. Die anderen Texte stammen von jüngeren Autoren, deren Reflexionen über ihre eigene Betroffenheit und die ihrer Gesprächspartner teilweise etwas bemüht klingen.

Vorangestellt ist ein informativer historischer Überblick von Wolfgang Benz. Seine Unterscheidung zwischen den „politischen und literarischen Emigranten“ (genannt wird mehrfach Thomas Mann), die schon 1933 Deutschland verließen, und dem „Exil der kleinen Leute“, erscheint allerdings etwas künstlich. Die Chancen waren für die, die früher gingen, oft junge, gut ausgebildete Menschen, zweifellos größer. Aber eine „Idylle“ war das Exil weder im allgemeinen (die soziale Spanne der „kleinen Leute“ des Buchs reicht von proletarischer bis zu großbürgerlicher Herkunft) noch für Intellektuelle oder Künstler – wenn sie nicht gerade weltberühmt waren. Ursula Reuter

Otto Böcher, Die Gedächtniskirche zu Speyer am Rhein.

Mit Fotos von Willi Fix. Hrsg. Landeskirchenrat der Evangelischen Kirche der Pfalz. Speyer 1987, 48 Seiten.

Etwa gleichzeitig kam in Speyer und in Worms die Absicht auf, ein Denkmal für die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts zu errichten. In Worms war das Ergebnis das 1868 enthüllte Lutherdenkmal von Ernst Rietschel. In Speyer, wo man den Wormsern im Hinblick auf die für beide Projekte erforderlichen Spenden aus aller Welt den Vortritt ließ, war es die 1893–1904 erbaute Gedächtniskirche. Sie sollte an den

Protest von Fürsten und Städten erinnern, die sich 1529 zu Speyer gegen die Mehrheit der Reichstagsteilnehmer gestellt und damit die Weiterführung des Reformationswerks gesichert hatten. Zugleich antwortete man aber auch auf Erneuerungsbestrebungen im Katholizismus, wobei lokal die Domrestaurierung eine Rolle spielte. Daß die Katholiken auf die Protestations-Gedächtniskirche ihrerseits 1912–1914 mit dem Bau der eklektizistischen St. Josephskirche in unmittelbarer Nähe reagierten, läßt die Frontstellung deutlich erkennen.

Faßt man Bau- und Ausstattungszeit zusammen, so wurde 24 Jahre an der französischer Spätgotik verpflichteten Kirche gebaut. Sie „präsentiert sich als neugotische Hallenkirche, dreischiffig und kreuzrippengewölbt, mit dem Grundriß eines lateinischen Kreuzes“ (S. 12). Die Detailgestaltung ist von hoher Qualität. Programmatisch lag das Eisenacher Regulativ für den Bau evangelischer Predigtkirchen zugrunde. Daher nimmt in Stellung und Ausgestaltung die Kanzel einen zentralen Platz ein.

Die eigentliche Besonderheit liegt jedoch in den Glasfenstern, mit denen die Kirche reich geschmückt ist. Dem „intellektuellen Anspruch des herrschenden Historismus“ (S. 23) folgend, wurden theologische und historische Bezüge manigfaltiger Art in bildliche Darstellungen umgesetzt und vielfach beziehungsreich verschränkt. Der Mainzer Neutestamentler und Kunsthistoriker Prof. Dr. Dr. Otto Böcher hat das aus profunder Kenntnis nachgezeichnet. Auch das uns heute fremde Pathos etwa der „trotzenden Worms“ (Abb. S. 36) in ihrer theatralischen Pose zwischen zwei bläßlich wirkenden Zeitzeugen findet sich angesprochen. Hinweise und ein Planschema erleichtern dem Besucher die Auffindung. Er sollte angesichts der Fülle der Bilder Zeit mitbringen.

Im Chorraum wird deutlich, daß es sich nicht um eine Luther- oder Kalvinkirche handelt. Wir haben es mit einer Christus- oder Erlöserkirche zu tun, wie das Mittelfenster (auferstandener Christus) und der – allerdings etwas jüngere – Altar mit einer Christusstatue zeigen (Abb. S. 24). Zugleich ist im Chorraum die Verbindung zum preußisch-deutschen Kaiserhaus ablesbar. Die Zeitgebundenheit des Kirchenbaues bleibt nicht verborgen.

Ein Luther- und Protestationsdenkmal stellt die Vorhalle dar. Dort sind Bronzestatuen der protestierenden Fürsten und die Wappen der sich anschließenden Städte zu finden. In der Mitte der Halle steht eine Lutherstatue, geschaffen von Hermann Hahn. Der Reformator – im kurzen Predigtrock, einen Schafstiefel auf die Bannandrohungsbulle gestellt – hat in der Linken die offene Bibel, die rechte Hand ist zur Faust geballt (Abb. S. 14). Ich gestehe, daß mir die Statue zu kraftmeierisch erscheint. Ringsum, in den Fußboden eingelassen, ist zu lesen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!“. Das assoziiert Worms 1521. Eigenartigerweise hat sich kein Stifter für das vorgesehene Glasmosaik mit einer Darstellung der Übergabe der Protestation an König Ferdinand I. gefunden. Der Platz dafür ist noch immer leer.

Das Interesse am Historismus ist glücklicherweise gewachsen. Angesichts dieses theologisch, kirchengeschichtlich und kunsthistorisch bedeutenden Baues erscheint der Satz von Karl Barth, in Speyer sei „eine Bombe zuwenig“ gefallen (S. 44), doch reichlich überzogen. Der Besucher soll die Kirche nicht kritiklos bewundern. Er soll sich damit auseinandersetzen. Mir scheint eine wichtige Aufgabe von Denkmälern darin zu bestehen, daß sie zum Nachdenken an-

regen. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist Böchers kenntnisreicher und durch Literaturangaben ergänzter Führer ein sehr zu empfehlender Begleiter. Fritz Reuter

Paul-Georg Custodis, Die Stadt des 19. Jahrhunderts in Rheinland-Pfalz.

Saarbrücken 1984, 79 Seiten, zahlreiche Abbildungen.

Das Interesse an der Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert hat in den letzten Jahren Arbeiten zu einzelnen Städten, regionalen Besonderheiten und architektonischen wie stilistischen Eigentümlichkeiten hervorgebracht. Ihre Ergebnisse sind in Handbücher eingegangen, wie sich an der zweiten Auflage (1984) des „Dehio“ Rheinland-Pfalz / Saarland zeigen läßt. Was dort in einzelnen Ortsartikeln zu finden ist, hat Paul-Georg Custodis in dem hier anzuzeigenden Buch im Überblick darzustellen versucht.

Das Buch „soll Entwicklungslinien des Städtebaus im 19. Jahrhundert für das Gebiet von Rheinland-Pfalz aufzeigen, soll Ursachen und Folgen städtischer Planungen nachzeichnen“ (S. 6). Die Gliederung in 10 Kapitel läßt erkennen, wo Vf. die Schwerpunkte setzt: Erste Hälfte 19. Jahrhundert (vorindustrieller Zustand); Festungsbeschränkungen; Verkehrswege; Aufbruch der Festungen; Stadterweiterungen (mit Behandlung ausgewählter Städte); öffentliche Einrichtungen (Versorgungsbetriebe, kulturelle Einrichtungen, Sparkassen u. a.); Rechtliches und finanzielles Instrumentarium; Industrielle Produktion; Die Villa als Ideal; Tendenzen zum Ende des 19. Jahrhunderts. Es folgen ein knappes Literaturverzeichnis sowie Orts- und Personenregister.

Die Gliederung zeigt eine Folge unterschiedlich wichtiger und die Stadtentwicklung im 19. Jahrhundert keineswegs ausreichend charakterisierender Betrachtungen. Neben der nicht durchgängig themenbezogenen Bebilderung fehlen Pläne. Gerade letztere sind aber bei der Behandlung von Themen wie Festungsgürtel oder Stadterweiterung unerlässlich.

Daß das Buch offenbar schnell geschrieben wurde, läßt sich am Beispiel Worms aufzeigen. Die erste Stadterweiterung nach Westen fand räumlich zwischen der mittelalterlichen Stadtmauer und der äußeren Stadtumwallung statt. Der betroffene Bereich war als Vorstadt bebaut gewesen, bis infolge der Stadtzerstörung von 1689 die Einwohnerzahl so zurückging, daß die alte innere Stadt ausreichte. Es kann also keine Rede davon sein, daß Worms durch Festungsanlagen (S. 23) eingeschnürt gewesen sei. Reichlich dünn ist der Ortsartikel Worms (S. 32). Die Industrialisierung, speziell die Lederproduktion, beschränkte sich nicht auf die „Lederindustrie der Firma Cornelius Heyl AG“. Fehlerhafte Namensschreibungen (richtig: Schoen, Reinhart, Stadtbaumeister Karl Hofmann) stehen neben unglücklichen Formulierungen wie „Am Rheinufer entstand . . . die Nibelungenbrücke“: die Brücke steht nicht am Ufer, sondern überspannt den Strom; und sie hieß „Ernst-Ludwig-Brücke“, ehe sie gesprengt und nach dem Wiederaufbau als Spannbetonbrücke 1953 in „Nibelungenbrücke“ umbenannt worden ist. Warum der Mainzer Stadtbaumeister Kreißig mit seinem 1887 fertiggestellten Hafenanbau das „drückende Übergewicht“ (S. 20) des Wormser Hafens bremsen sollte, wo doch in Worms der Hafen erst 1890/93 neu und ohne Vorgänger (S. 32) gebaut wurde, bleibt unerfindlich. Und warum der seinerzeit in Frankfurt am Main

ein Architekturbüro betreibende Architekt Bluntschli mit dem Heylshof (1884) „das prächtigste und stattlichste Bauwerk seiner Art in der Pfalz“ (S. 67) errichtet haben soll, wo Worms doch zum Großherzogtum Hessen-Darmstadt gehörte, bleibt auch unerklärt. Ein rheinland-pfälzischer Sehf Fehler mag der Grund dafür sein, daß Tätigkeit und Wirken des Darmstädter TH-Professors, Stadtplaners, Kirchenbaumeisters und Architekten Friedrich Pützer durcheinandergeraten sind (S. 69 f.).

Nun soll man ein Buch nicht alleine unter dem Blickwinkel von Worms beurteilen. Ich möchte dennoch auf weitere Hinweise verzichten. Der Vf. hat (Koblenz, 1988?) ein Buch über „Technische Denkmäler in Rheinland-Pfalz. Spuren der Industrie- und Technikgeschichte“ herausgegeben. Der darin beabsichtigte „... Beitrag zum Verständnis Technischer Denkmäler“ wird geleistet. Langjährige Beschäftigung mit dem Thema hat zu einem faszinierenden Überblick geführt, den der Rezensent viel lieber besprochen hätte. Es war ihm nicht vergönnt. So sei darauf verwiesen.

Fritz Reuter

Rüdiger Fuchs, Die Inschriften der Stadt Worms.

(Die Deutschen Inschriften, herausgegeben von den Akademien der Wissenschaft in Düsseldorf, 29. Band, Mainzer Reihe 2. Band) Dr. Ludwig-Reichert-Verlag, Wiesbaden, 1991. CXIV, 606 Seiten, 60 Tafeln mit 165 Abbildungen, 3 Textabbildungen, 2 Karten und 1 Tafel mit Steinmetz- und Meisterzeichen. Format 27 x 19 cm, leinengebunden, 188,- DM.

Behandelt werden in diesem Band 744 in Worms entstandene und überlieferte Inschriften von nachrömischer Zeit (5./6. Jh.) bis zur Stadtzerstörung im Pfälzischen Erbfolgekrieg 1689. Die älteste aufgeführte Inschrift ist der Grabstein des Unfachlas, 5./6. Jh., und die jüngste, exakt datierte ist die 1687 noch zu seinen Lebzeiten angefertigte Grabplatte des Dekans Petrus Dorn von St. Martin.

Eine ausführliche Einleitung von über 100 Seiten, versehen mit 564 Fußnoten, informiert gründlich über die Wormser Inschriftensituation und stellt eine wesentliche Ergänzung zum Katalogteil dar. Die Einleitung ist unterteilt in neun Kapitel: 1. Vorbemerkungen und Benutzungshinweise; 2. Historischer Überblick; 3. Inschriftengattungen und Inschriftenträger, Material; 4. Nichtoriginale Überlieferung; 5. Schriftformen; 6. Arbeiten mit Inschriften als Quellen für die Geschichte von Worms; 7. Miscellanea – Besonderheiten des Wormser Inschriftenbestandes; 8. Liste von Inschriften, die nicht unter ihrem expliziten Datum eingeordnet sind oder die neu datiert wurden; 9. Nicht aufgenommene Inschriften.

Von sämtlichen 744 Inschriften handelt es sich bei 538 um Grabinschriften, gefolgt von 43 Stifterinschriften und 42 Spruchinschriften. Dann gibt es jeweils 26 Bauinschriften und Bau-/Jahreszahl(en), 20 Namensinschriften, 11 Gedenkinschriften und 10 Bildbeischriften. In den anderen Gruppen gibt es jeweils weniger als 10 Beispiele. Grabinschriften mit höherem Informationswert sind vor dem 13. Jh. die Ausnahme. In diesem Zusammenhang wird die Entwicklung der vielfältigen Steine zur Markierung des Grabes und zur Erinnerung an der Toten erklärt. Generell sind die meisten Inschriftenträger aus Sandstein, nur wenig Metall ist erhalten, Edelmetalle wurden häufig einge-

schmolzen, gemalte Inschriften sind weitgehend vergangen, dasselbe gilt für Holz, Leder und Textilien.

Interessant ist die Beobachtung der Umstände, die zur Rettung der Inschriften beitrugen, z. B. die der Kreuzgangsreliefs vom Dom oder die der Grabplatten von Maria Münster. Hier und bei zahlreichen anderen Gelegenheiten machte sich der Wormser Altertumsverein sehr verdient. 327 Inschriften sind immerhin noch mehr als zur Hälfte erhalten. Im Zuge großer Bauprogramme sind die meisten Inschriften verlorengegangen: beim Wiederaufbau im 18. Jh. nach der Stadtzerstörung 1689, während des Aufschwungs im 19. Jh. und in den Bombennächten 1945 bzw. beim Wiederaufbau bis 1960. Zahlreiche Inschriften sind jedoch durch in Worms arbeitende Chronisten überliefert. Die Grundlage sind deren Exzerpte aus der Wormser Bischofschronik. Aber durch ihre Unterschiedlichkeiten in den Darstellungen der bischöflichen Grabinschriften verlieren sie bisweilen ihre Glaubwürdigkeit, und die genaue Anzahl der Klerikergrabinschriften am Dom ist nicht überliefert. Vom Karmeliterkloster gibt es z. B. gar keine Inschriftenaufzeichnungen. In der Besprechung der Chronisten untersucht Fuchs diese auf ihre Zuverlässigkeit hin. So nennt er u. a. Bernhard Hertzog, Georg Helwich, den Kirschgartener Chronisten, Wilhelm Werner Graf von Zimmern, Kaspar Brusck und Johann Friedrich Schannat, Friedrich Zorn, Andreas Wilck und Georg Friedrich Meixner. Zuverlässig beschreibt 1608 der Engländer Thomas Coryate die Ausmalungsprogramme am Bischofshof. Von den Grabsteinen der Magnuskirche wurden im 18. Jh. notariell beglaubigte Abschriften hergestellt.

Trotz lokaler Traditionen und den Import neuer Ideen ist eine gewisse Entwicklung der Wormser Monumentalschrift erkennbar. Neben wenigen Beispielen früher Schriften spielt die romanische Majuskel, die vom karolingischen Formenideal abrückt, eine gewisse Rolle. Ein frühes Beispiel der gotischen Majuskel findet man in der fortschrittlichen, weil gemalten Inschrift an der Christophersdarstellung im Dom, Anfang 13. Jh. Im 14. Jh. entwickelt sie sich zu einer schlanken Form und findet auch über das 15. Jh. hinaus noch Verwendung. Übergangsformen im späten 15. Jh. führen zur Capitalis. Sie gilt als die Schrift des Humanismus, wohl gefördert durch den Wormser Bischof Johann von Dalberg. Das früheste hervorragende Beispiel ist die Wurzel Jesse von 1488, jetzt im Dom. Bis ins 18. Jh. behielt sie ihre Gültigkeit. Gotische Minuskeln gibt es ab Anfang 15. Jh., aber erst ab 1484, mit Beginn des Neubaus des Domkreuzgangs, werden sie zur dominierend Schrift und halten sich bis 1539. Ab 1535 bis weit ins 17. Jh. hinein spielt die Fraktur eine wichtige Rolle, gerade hier sind viele dekorative Elemente möglich. Dagegen bleibt die Humanistische Minuskel in Worms selten.

Eine Sprachanalyse ist bei den Wormser Inschriften nicht möglich. Ab dem 3. Viertel des 15. Jh. ist ein Trend zur Verwendung der deutschen Sprache feststellbar. Für die Faustregel: Capitalis – Latein und Fraktur – Deutsch gibt es in Worms zu viele Ausnahmen. Die Grabdichtung ist nicht besonders qualitativ und abwechslungsreich. Einige Formulareile der Inschriften sind gewissen Personengruppen oder Epochen zuzuordnen. Im Bezug auf die künstlerische Gestaltung war das Hochstift immer recht bescheiden, eine Ausnahme bildet der Domkreuzgang der oberrheinischen Schule. Wenige figürliche Grabdenkmäler sind erhalten. Im 16. Jh. entspricht die künstlerische Gestaltung dem zeitüblichen Durchschnitt. Die Wormser Glocken und Gold-

schmiedearbeiten befinden sich in der Regel nicht mehr in der Stadt. Die meisten steinernen Inschriftenträger sind ohne Künstlersignatur, aber der Schriftvergleich verweist auf Werkstatttradition und -zusammenhänge; das gilt besonders im Bezug auf die Familie Dalberg. Die Überlappungen der Epochen Romanik, Gotik und Renaissance sind ganz erheblich.

Nicht aufgenommen wurden rein hebräische Inschriften und reproduzierte Inschriftenträger wie Ofenplatten, Münzen, Medaillen, Siegel und Bucheinbände. Es entfallen römische Inschriften und solche des 18. Jh. Verschollene Grabplatten, die nur aus Übersichtsfotos bekannt sind, und verschollene Inschriften, die zu dürftig überliefert sind, finden gleichfalls keine Erwähnung. Ausgeklammert wurden die Glocken des 17. Jh., die nach 1945 aus deutschen Ostgebieten hierher verbracht wurden wie auch andere Inschriftenträger, die von auswärts stammen und durch Sammler hierher kamen.

Im eigentlichen Katalogteil von 536 Seiten werden 744 Inschriften und Nachträge besprochen. Neben einem Abkürzungsregister findet sich ein ausführliches Schrifttumsverzeichnis von über 20 Seiten. 40 Seiten umfaßt der Registerteil mit 13 verschiedenen Registern, so z. B. Standorte, Orts- und Personennamen, Wappen, Initien oder Schriftarten. Es folgt eine Tafel mit Meister- und Steinmetzzeichen. Die 165 Abbildungen auf 60 Tafeln stellen einen repräsentativen Überblick über den Inschriftenbestand dar. Zwei Übersichtskarten dienen zur weiteren Orientierung.

Der Inschriften-Band schließt eine wichtige Lücke in der Bearbeitung der Wormser Geschichte und stellt zusammen mit den „Wormser Urkunden“ eine wesentliche Grundlage für die zukünftige Geschichtsforschung dar. Fuchs hat hier hervorragende wissenschaftliche Arbeit geleistet. Alle Hinweise hat er gründlich untersucht, und durch die zahlreichen Fußnoten läßt sich für den Benutzer auch alles nachvollziehen. Die Ausführlichkeit läßt kaum einen Wunsch offen. Damit hat er ein für Jahrzehnte gültiges Standardwerk geschaffen, das nur durch künftige Neuauffindungen ergänzt werden muß. Der Wissenschaftler wie auch der ernsthaft interessierte Laie kann für seine Arbeiten auf dieses Werk nicht verzichten.

Irene Spille

Mathilde Grünewald: Die Römer in Worms.

Konrad Theiss Verlag, Stuttgart, 1986. 101 Seiten, 81 Abbildungen, 1 Stadtplan, gebunden, DM 24,80.

Das vorliegende Buch von Mathilde Grünewald, der Leiterin des Wormser Museums, erschien zur Eröffnung der neugestalteten römischen Abteilung. In seinem Aufbau lehnt es sich weitgehend an die Ausstellung an und zeigt auch die wichtigsten Exponate, ist jedoch kein Katalog sondern ein Fachbuch, das das römische Worms beschreibt. In der Literatur über Worms schließt es eine Lücke. Seit den Publikationen von August Weckerling vor über 100 Jahren und einigen Aufsätzen zu speziellen Themen ist dies die erste umfassende Abhandlung. Grünewald legt besonderen Wert darauf, das ganz normale Leben und die Verhältnisse zur Römerzeit in unserer Stadt darzustellen. In 28 knapp gehaltenen Kapiteln bespricht sie zahlreiche Themenkreise. Die Aufarbeitung von Grabungsberichten ihrer Vorgänger, verbunden mit der Durchsicht sämtlicher Bestände, und die Ergebnisse ihrer eigenen Wormser Grabungstätigkeit führ-

ten zu manchen neuen, hier berücksichtigten Erkenntnissen.

Einleitend beschreibt sie die Geschichte der Römerforschung in Worms vom ausgehenden Mittelalter bis heute. Dann widmet sie sich dem Militär, denn es waren zuerst römische Soldaten, die nach Worms kamen. In den nächsten Kapiteln wird die eher bürgerliche Stadt Borbetomagus – Civitas Vangionum vorgestellt mit ihren Gebäuden, ihren Straßen, ihrer Stadtmauer (?) und ihren Einwohnern. Einige Funde erinnern an das antike Schulwesen und die medizinische Versorgung. Die landwirtschaftlichen Güter – villae rusticae – werden erörtert, der Handel und die Wirtschaft, die einheimischen Töpfereien mit den Gesichtskrügen sowie einige interessante, importierte Handelsgüter: kostbare Gläser, Bernstein und Schmuck. Weitere Themen sind der Götterglaube und der Totenkult, gewinnt man doch einen Großteil der Funde und Erkenntnisse aus den Gräbern. In den Kapiteln über die späte Römerzeit werden die Burgunder und andere Germanen sowie das frühe Christentum abgehandelt.

Die Abfolge der Kapitel ist auf eine chronologische Linie ausgerichtet. Bei den einzelnen Themen hält sich Grünewald an die Charakterisierung der Wormser Gegebenheiten mit aussagekräftigen Funden. Zum besseren Verständnis läßt sie, wenn nötig, allgemeingültige Aussagen und knappe Darstellungen historischer Zusammenhänge einfließen. Der archäologisch interessierte Leser kann sich damit unschwer ein Bild von der Situation im alten Borbetomagus vor 1500 bis 2000 Jahren machen. Anmerkungen und Literaturliste ermöglichen eine Vertiefung.

Das Buch hat ein handliches Format und ist üppig bebildert, über die Hälfte der Fotos ist farbig. Die optisch sehr ansprechende Gestaltung ist dem Grafiker Klaus Krier zu verdanken. Für viele Jahre wird dieser Band, der vor allem für Laien gedacht ist, wohl ein kleines Standardwerk bleiben.

Irene Spille

Mathilde Grünewald: Der römische Nordfriedhof in Worms. Funde von der Mainzer Straße.

Unter Mitarbeit von Joachim Schütz und Klaus Vogt. Mit Beiträgen von Astrid Böhme-Schönberger (Fibeln), Erwin Hahn (Anthropologie, Tierknochen) und Heinz-Joachim Schulzki (Münzen). Erschienen bei Bücher Bessler, Worms, 1990. 282 Seiten, 4 Pläne, zahlreiche Abbildungen (Farb- und Schwarzweißfotografien, Zeichnungen), gebunden, DM 68,-.

Baumaßnahmen im Norden der Stadt in den Jahren 1988 und 1989 – der Bau des Supermarktes in der Mainzer Straße 16 und eine Kabeltrasse der Deutschen Bundespost entlang der Mainzer Straße – machten archäologische Notbergungen erforderlich, durchgeführt vom Wormser Museum unter Leitung von Mathilde Grünewald. Dieser Bereich ist Historikern und Archäologen bereits seit Jahrhunderten als römischer Nordfriedhof bekannt. Die Auswertung der knapp 100 Gräber konnte, neben herkömmlichen Methoden, erstmals durch Untersuchungen aller aufgefundenen menschlichen und tierischen Knochenreste vervollständigt werden, woraus sich neue Aspekte für die Römerforschung ergaben. Einige besonders interessante und anschauliche Gräber wurden von November 1990 bis Mitte 1992 in einer Ausstellung im Museum gezeigt.

Das vorliegende Buch ist kein Ausstellungskatalog, sondern eine Ergänzung zur Ausstellung, eine Dokumentation, Untersuchung und Auswertung des kompletten Grabungsbefundes. Es gliedert sich in einen Textteil, ergänzt durch Anmerkungen und Literaturhinweise, und einen Katalog der Gräber. Erstmals wurde damit in Worms eine Ausgrabung in diesem Umfang publiziert, und die Ergebnisse zeigen, daß solch eine Publikation im Hinblick auf zukünftige Ausgrabungen, auch andernorts, notwendig war.

Grünwald schildert die archäologische Situation im Bereich des römischen Nordfriedhofs von 1666 bis heute. Das, was in diesem Zeitraum dort geschehen ist, stellt sie in der Regel als recht unerfreulich dar. Der 1988/89 ergrabene Teil des Friedhofs, im Verhältnis zur Gesamtfläche nur ein kleiner Ausschnitt, wurde vom 1. bis 4. Jh. n. Chr., etwa 350 Jahre lang, intensiv belegt. Die sich störenden, überschneidenden Gräber liegen zeitlich weit auseinander. Es folgt eine detaillierte Darstellung der sehr verschiedenen möglichen Formen von Brandgräbern und Körpergräbern, aufgeschlüsselt nach Frauen-, Männer- und Kindergräbern, Leergräbern und Doppelgräbern, unter Angabe der Beigaben. Auffällige Gräber, so ein besonders reiches Frauengrab des 1. Jh. und ein Mädchengrab mit außergewöhnlichen Beigaben aus dem 4. Jh., werden noch einmal gesondert erläutert, ebenso einige besondere Funde wie Lampen oder Kosmetika und die zahlreich auftretende Keramik, anhand derer man eine erste Einordnung und Datierung vornehmen kann. Das Kapitel über die Grabbräuche zeigt manche bislang noch nicht so exakt beobachteten Sitten. Allein die Funde zeigen, daß Menschen aus dem mediterranen, dem keltischen und dem germanischen Raum, aus England, Frankreich und Böhmen, hier gelebt haben. In diesen Beiträgen spricht Grünwald den Fachmann wie auch den interessierten Laien an, für letzteren werden manche weitgehend unbekannte Begriffe, z. B. Trudenstein, zusätzlich erläutert.

Böhme-Schönberger widmet sich in einer sorgfältigen wissenschaftlichen Darstellung den Fibeln. In nur fünf von 96 Gräbern wurden insgesamt acht Fibeln gefunden, die zu sechs verschiedenen Typen gehören. Diese alle sind auffällige, hier selten vorkommende Stücke.

Hahn hat die anthropologischen Untersuchungen und die der Tierknochen vorgenommen. Seine gründliche Arbeit, die sich an den Fachmann mit medizinisch-biologischen Kenntnissen wendet, zeigt sehr interessante Einzelbefunde. Sie geben nicht nur Auskunft über Geschlecht, Alter, Größe, Körperbau, Typus und Gesundheitszustand der Personen, sondern auch über die Fleischgerichte bei den Grabbeigaben. Die Ergebnisse faßt er in einer Schlußbetrachtung zusammen.

Exakt und gut lesbar zugleich erklärt Schulzki die unterschiedlichen Münzbeigabensitten und das allgemeine römische Münzwesen. Bei der Beschreibung und dem Katalog der Münzen aus der Mainzer Straße fällt auf, daß nur Kleingeld, in den seltensten Fällen prägefrisch, in die Gräber kam.

Im Katalog der Gräber wird jedes Grab mit Lage und Größe, den anthropologischen Ergebnissen zum Skelett oder Leichenbrand und allen Beigaben exakt beschrieben. Hinzu kommen grundsätzlich Zeichnungen des Grabes und aller Funde, bisweilen durch Fotografien ergänzt. Dieser Teil, der etwa zwei Drittel des Buches einnimmt, richtet sich in erster Linie wieder an den Fachmann.

Das Besondere dieses Buches ist die Auswertung eines Gräberfeldes unter Berücksichtigung anthropologischer Ergeb-

nisse von nahezu allen Gräbern. Ähnliche gründliche Friedhofsuntersuchungen gab es bislang nur in Nijmegen, Neuss und Stuttgart. Die untersuchten Knochenreste aus Worms reichen, wie Hahn betont, noch nicht aus, um sich ein endgültiges Bild von der hiesigen Bevölkerung vom 1. bis zum 4. Jh. zu machen. Weitere Gräberfelder müssen ebenso gründlich untersucht werden, damit man sicherere Angaben über Körpergröße und Gesundheitszustand, über die Zugehörigkeit zu den unterschiedlichen Volksstämmen und über alters- und geschlechtsspezifische Bestattungs- und Beigabensitten machen kann. Doch manche Rätsel wurden jetzt schon gelöst: typisch männliche und typisch weibliche Beigaben zusammen in einem Brandgrab ließen sich ganz einfach durch eine Doppelbestattung erklären.

Diese vorbildliche Wormser Untersuchung richtet sich hauptsächlich an den Wissenschaftler. Ihre Veröffentlichung war für die Fachwelt ein Muß. Sie verdeutlicht wieder einmal, daß die Römerforschung noch lange kein abgeschlossenes Kapitel ist und zeigt neue Aspekte für zukünftige Arbeiten auf. Für den interessierten Laien stellt sie eine gute Ergänzung zur bisherigen Worms-Literatur dar.

Irene Spille

Heinz Cüppers (Hrsg.), Die Römer in Rheinland-Pfalz.

Mit Beiträgen von Helmut Bernhard, Walburg Boppert, Heinz Cüppers, Karl-Viktor Decker, Hans G. Frenz, Mathilde Grünwald, Margot Klee, Ernst Künzl, Otto Roller, Gerd Rupprecht, Wolfgang Selzer, Hans-Helmut Wegner. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart, 1990. 711 Seiten, 627 Abbildungen, 22 Farbtafeln, Karten im vorderen und hinteren Buchdeckel, in Leinen gebunden, mit Schutzumschlag, DM 98,-.

In der Reihe zur Landesarchäologie sind im Theiss-Verlag nach den Römern in Baden-Württemberg, Hessen und Nordrhein-Westfalen jetzt die in Rheinland-Pfalz erschienen. Die Autoren – Archäologen – sind Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes oder der Museen. Der Band gliedert sich in einen allgemeinen Teil mit Beiträgen zur Römerforschung und zur römischen Geschichte, über Kunst und Kunsthandwerk, Architektur und Urbanistik, antike Religionen und die Anfänge des Christentums sowie Wirtschaft und Verkehr. Der zweite, archäologische Teil, der über die Hälfte des Buches einnimmt, ist eine Dokumentation der Funde und Fundstätten, in alphabetischer Reihenfolge der Fundorte. Die fünfhundertjährige Geschichte der Römer an Rhein und Mosel soll hier zusammenfassend dargestellt werden, die getroffene Auswahl ist freilich abhängig von der Forschungssituation in der jeweiligen Gegend. Herausragend sind die beiden großen Städte Mainz und Trier in ihrer unterschiedlichen Struktur als Militärstadt und als Residenzstadt, doch hat man sich weitgehend bemüht, die kleineren Orte ihrer Bedeutung entsprechend zu würdigen. Decker und Selzer schildern die Geschichte der Römerforschung vom Mittelalter bis in unsere Tage. In den alten Quellen, etwa bis um 1800, schenkt man vor allem den Funden in Mainz und Trier Beachtung. Seit dem 19. Jh. werden die neugegründeten Geschichtsvereine, teilweise mit hervorragenden Männern an ihrer Spitze, auch in anderen, kleineren Städten und auf dem Lande aktiv, graben, forschen und richten Museen ein. Doch stehen diese in der Darstellung im Schatten der großen. Exemplarisch, für Worms, könnte man meinen, vor Gründung des Altertumsvereins

1879 hätte es außer den am Bürgerhof und im Bischofshof eingemauerten Steindenkmälern nichts gegeben. Tatsächlich hat Bandel zur Mitte des 19. Jahrhunderts in der nördlichen Vorstadt viel ausgegraben. Auch sonst wird die archäologische Tätigkeit in der Stadt bedauerlicherweise recht knapp abgehandelt. Doch ist es beiden Autoren gelungen, einen allgemeinen Einblick in die Forschungsgeschichte zu vermitteln.

Mit der „Römischen Geschichte in Rheinland-Pfalz“ leistet Bernhard eine enorme, detaillierte Fleißarbeit. Inhaltlich und vom Umfang her (130 Seiten) ist es das Hauptkapitel des Buches. Auch zur Zeit der Römer war Rheinland-Pfalz nicht einheitlich, der größte Teil gehörte zur Provinz *Germania superior*, die westlichen Gebiete mit Trier zur *Gallia belgica*, der nördliche Teil an der Ahr zur *Germania inferior* und der rechtsrheinische Bereich, der Westerwald, weitgehend zur nichtrömischen *Germania libera*. Bernhard beschreibt die fünf Jahrhunderte lang hier praktizierte, schnellen Veränderungen unterworfenen römische Politik mit ihrem Verwaltungs- und Militärwesen, die Haltung der einzelnen Kaiser gegenüber diesen Provinzen und die Bedeutung der jeweiligen Machthaber vor Ort, die verschiedenen Kriegszüge und Verteidigungsmaßnahmen und das Kommen und Gehen der einzelnen keltischen und germanischen Volksstämme in diesem Gebiet und die damit verbundenen Konsequenzen und Verwicklungen. In seinen Darstellungen verläßt er nur dann die rheinland-pfälzischen Grenzen, wenn es das Verständnis unbedingt erfordert. Nur wenige dürften bislang gewußt haben, wie bewegt die römische Geschichte in dieser Region tatsächlich war. Noch nie ist sie so in allen Einzelheiten aufgezeigt worden, eine Fülle an Informationen, in verständlicher Form dargestellt.

Künzl widmet sich der Kunst und dem Kunsthandwerk. Wegen des umfangreichen Materials beschränkt er sich weitgehend auf die Zentren Mainz und Trier, wobei sich das in Trier in einem besseren Erhaltungszustand befindet. Die einheimische Bevölkerung nahm im 1. Jh. die römischen Kunstformen sehr schnell an, jedoch in recht derber, provinzieller Ausprägung. Grabdenkmäler und Darstellungen aus dem religiösen Bereich zeigen, daß in beiden Städten Steinmetzwerkstätten von hohem Niveau unter mediterranem Einfluß gearbeitet haben, dasselbe trifft auch für das übrige Kunsthandwerk zu. Eine besondere Spezies sind im Trierer Raum im 2. und 3. Jh. die Grabdenkmäler mit ihrem Erzählstil, so das in Neumagen gefundene Weinschiff oder der Lehrer mit seinen Schülern, gängige Motive für Latein- und Geschichtsbücher. In dieser Abhandlung stellt Künzl anschaulich dar, was auf künstlerischem Gebiet hier möglich war.

Im Kapitel „Architektur und Urbanistik“ definiert Frenz den Begriff „Stadt“ und erklärt die Verwaltungsorgane, ebenso die städtische Architektur und die Infrastruktur; durchaus nützliche Darstellungen, die wohl auf alle römischen Provinzen übertragbar sind. Nur ganz knapp bespricht er in einem Unterkapitel die Städte und stadtartigen Gemeinwesen im heutigen Rheinland-Pfalz, wobei vieles allgemein gehalten ist. Bedauerlich, daß die greifbare Architektur bis hin zum Grabdenkmal hierzulande keine eingehendere Besprechung erfahren hat.

Ähnlich steht es mit den „Antiken Religionen“ von Frenz. Er stellt die Grundlagen und Entwicklungen, die Aspekte einzelner Kultbereiche und die Kultausübung durchaus interessant dar, doch recht allgemeingültig für das gesamte römische Reich. Nützlich ist der Abschnitt „Götter“, in dem er

alle in unseren Breiten geläufigen Götternamen inklusive Beinamen, römische und keltische, alphabetisch auflistet, in Zusammenhänge setzt und mit Anmerkungen über ihre Darstellungsformen und Attribute versieht. Freilich sind hier viele Völker und Kulte aufeinandergestoßen, doch hätte man gerne einige repräsentative Beispiele von lokalen Ausprägungen gefunden.

Die Anfänge des Christentums wurden von Boppert sehr sorgfältig anhand von urkundlichen Quellen und archäologischen Befunden recherchiert. Bereits gegen 300 läßt sich eine Christengemeinde mit Bischof in Trier belegen, für das unruhigere Gebiet entlang des Rheines ist der Nachweis schwieriger. Auch mit dem Für und Wider zu dem historisch umstrittenen Bischof Viktor von Worms, der 346 an einer Synode in Köln teilgenommen haben soll, setzt sie sich auseinander. Die frühchristlichen Grabinschriften, 5. Jh., aus der Umgebung der Liebfrauenkirche bleiben jedoch unerwähnt.

„Wirtschaft und Verkehr“ ist das Thema von Roller. Er beschreibt die Straßen- und Verkehrssituation zu Lande und auf dem Wasser, den Handel, den Aufbau der landwirtschaftlichen Hofgüter sowie Ackerbau und Viehzucht und die dazugehörigen technischen Errungenschaften nebst der Forstwirtschaft. Die Bodenschätze wußte man ebenfalls auszunutzen. Neben der gewerblichen Produktion des Militärs gab es Handwerksbetriebe – Manufakturen –, die die Größe von Fabriken erreichen konnten. Zu recht hervorgehoben wird die Ziegel- und *Terra sigillata*-Produktion in Rheinzabern, doch leider wird eine Spezialität, die Wormser Gesichtskrüge, nicht berücksichtigt.

Für den umfangreichen archäologischen Teil, ein topographischer Katalog der wichtigsten Ausgrabungen, Denkmäler und Funde (hier konnte natürlich nicht jeder Fund berücksichtigt werden), haben neun Archäologen Beiträge verfaßt, individuell unterschiedlich die Maßstäbe, die Genauigkeit und die Ausführlichkeit. So ist z. B. Trier mit siebzig Seiten vertreten, Mainz mit elf, Speyer mit zehn und Worms mit acht Seiten, Bad Dürkheim mit sieben, Bad Kreuznach mit drei und Alzey mit zwei. Ein informativer Überblick über die jeweilige archäologische Situation ist jedoch immer gewährleistet.

Im Anhang ist zur schnellen Orientierung die ausführliche Zeittafel sehr hilfreich. Eine Liste der rheinland-pfälzischen Museen mit römischen Funden schließt sich an, ein in Sachgruppen aufgeschlüsseltes Literaturverzeichnis, sowie ein Namens-, Sach- und Ortsregister.

In diesem Band, einem Sammelwerk verschiedener Beiträge zur Römerzeit, die zusammen ein rundes Bild dieser Epoche ergeben, wird Rheinland-Pfalz als ein Gebiet mit ganz unterschiedlichen Strukturen und Voraussetzungen recht umfassend charakterisiert. Es liegt in der Natur solcher Publikationen, daß sie nie jeden Leser vollends zufriedenstellen können. Nicht ganz ersichtlich ist, warum die Mitautoren des archäologischen Teils Dr. Jürgen Oldenstein, Dr. Siegfried von Schnurbein und Dr. Winfried Weber bei der Nennung der Beiträge im Haupttitel des Buches fehlen. Aber hier ist ein durchaus nützliches Sachbuch und Nachschlagewerk entstanden, das in diesem Umfang in den nächsten Jahren wohl ohne Konkurrenz bleiben wird, als Handbuch für den Fachmann und als Lektüre in gut lesbarem Stil für den archäologisch interessierten Laien.

Irene Spille